

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

237 (12.10.1932) Unterhaltung und Wissen

Wunderkraft und Willen

Der Erfinder der Schiffsschraube

Zum 75. Todestage Joseph Ressels

Joseph Ressel ist einer der tragischen Helden der an Entwürfen und Rückfällen so reichen Geschichte der Technik. Das Schicksal hatte ihn dazu bestimmt, ein Fortbeamteter zu werden, der seinen Vorgesetzten im kaiserlichen Österreich die Kaiserzeit auf die Knieen fallen mußte, da er zu viel grübelte und sich mit technischen Problemen beschäftigte. Die so gar nicht in den grünen Wald und erst recht nicht in die muffigen Altschulden der österreichischen Bürokratie hineinpaffen. Man stellte sich nur einmal einen Grinrod vor, der an die Bildung einer Gleichung denkt, während er dafür sorgen soll, daß der Wald nicht ganz und gar nach eigenem Willen wächst oder das Wild sich nicht über Gebühr vermehrt oder gar von den Raubwildern abgeholt wird. Ein solcher Fortbeamteter kein brauchbarer Mensch. Er war vielmehr einer von denen, die der Herrgott in seinem Jorne erschaffen hatte, und die man dementsprechend zum Teufel wünschte.

Erfinder und Genies aber folgen eigenen Gesetzen und lassen sich auch nicht durch den Roberkult bürokratischer Tradition davon ablenken, nach diesen Gesetzen zu leben. Ressel hatte nach der Ansicht seiner Kollegen einfach zu viel „geistliche Bombardiererei“ zu Rudweis und die Unversittlichkeit hatten ihn ganz einfach verborgen. Wozu studiert auch ein Förster neben der edlen Land- und Forstwirtschaft noch Chemie, Naturgeschichte und Technologie? Das höchste Technik, das ein „K. K.“ Oberförster brauchte, der in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts auf hochherrschäftliche Wälder aufzupassen hatte, konnte auch ohne Unversittlichkeit und ohne Bürgerweisheit erlernt werden. Aber alle Ermahnungen waren erfolglos. Ressel ließ nicht von seinen Nebenbeschäftigungen ab, und alle Spießer wußten, daß es mit ihm ein schlimmes Ende nehmen mußte. Leider sollten sie recht behalten. Es ging dem Ressel Zeit seines Lebens nicht gut, wenn auch nicht betrüben werden kann, daß an seinen außerordentlichen Ideen „etwas dran“ war.

Er hatte sich nämlich durchaus in den Kopf gesetzt, Schiffe (man denke: ein Fortzer und Schiffe!) mit Hilfe von Schrauben anzutreiben. 1827, also zu einer Zeit, als auf dem europäischen Festlande noch keine Eisenbahn lief und die Dampfmaschine noch ein halbes Teufelsmert war, ließ er sich seine Erfindung schützen. Ressel war anfangs in Laibach angestellt gewesen. Man war dort froh gewesen, den unbehaglichen Beamten nach Trieste abzugeben zu können. Hier lernte Ressel einen Raddampfer kennen, der unfähig langsam dahinschlich. Kein Wunder, daß der technisch begabte Fortbeamtete nach einem verbesserten Antrieb suchte und endlich auf den Gedanken kam, das Schaufelrad, das ja im Grunde nichts anderes ist als ein Ruder von höherem Wirkungsgrade, durch die archimedische Schraube zu ersetzen. Wenn man eine Schraube durch Holz treiben konnte, warum sollte sie sich dann nicht durch das Wasser drehen lassen und dabei ein Fahrzeug vorwärts treiben? Ressel rechnete und probierte. Seine Idee war richtig. Aber er war leider ein armer Schläfer. Nach vielem Hin und Her gelang es ihm, ein Boot mit seinem Schraubenantrieb auszurüsten

und es mit der Hand anzutreiben. Die Schnelligkeit des Schiffes erreichte Bewunderung. Ressels Ruhm drang über Österreich hinaus. Eines Tages erhielt ihm der ägyptische Vizetönig Mehmed Ali den Auftrag zu einem ähnlichen Schraubenboot, das ihm nach der Fertigstellung unheimlich gefiel und ihm demgemäß den genialen Ressel eine ganze Reihe ähnlicher Aufträge zu erteilen, die jedoch niemals zur Ausführung gekommen sind. Endlich fand Ressel in dem Großkaufmann Ottavio Fontana einen Gönner, der das Geld zum Bau eines Schraubenbootes hergeben wollte. Wegen des Willens eines englischen Reeders, eines jenes Unternehmers, der den langsamen Raddampfer zwischen Triest und anderen Orten der Adria laufen ließ, erkrankte Ressel und sein Geschäftsfreund die Genehmigung zur Bildung einer Gesellschaft, deren Zweck es war, einen Schraubenbooter zu bauen und zu betreiben. Die auf die Förderung des heimatischen Gewerbes bedachte Regierung zwang Ressel, Ressel und Maschine in einer kleinen Fabrik in der Steiermark bauen zu lassen. Längst

hatte die Schiffsbauer den Rumpf des Dampfers fertiggestellt, aber Ressel mußte sich lange im Marittimen über, bevor Maschine und Ressel mit Ach und Krach von der Fabrik vollendet und geliefert wurden. Dieses Meisterwerk der Maschinenbaukunst verlieh dem ersten Schraubenbooter eine Geschwindigkeit von nicht ganz sechs Knoten. Das wurde damals als eine gute Leistung betrachtet. Leider war dem Ressel die Anstrengung gar nicht gut bekommen: noch während der Probefahrt plagte er und regte die Triester Polizei zu einem Verbot der lebensgefährlichen Schraubenbooterprobe an. Die Polizei war auch damals schon sehr um das Wohl der Menschheit besorgt. Der gute Ottavio Fontana ließ daraufhin Ressel im Stich und erklärte sich erst nach langwierigen Prozessen bereit, den auf Ressel entfallenden Anteil des verkrachten Unternehmens auszugeben. Die Wirklichkeit eines technischen Gedankens zeigte sich auch bei der Erfindung der Schiffsschraube: Sie wurde nach Ressel noch zweimal selbständig in England und Amerika erfunden. In England wurde sie von einem Francis

Smith und in Amerika von dem großen Ingenieur Ericson 1836, also neun Jahre, nachdem Ressel seine Erfindung schützen ließ, zum Patent angemeldet.

Ressel wurde in dem kleinen böhmischen Ort Chrudim, der etwa 40 Kilometer südlich von Königgrätz liegt, geboren. Nach seiner umfassenden wissenschaftlichen Ausbildung erhielt er 1817 in Plettersbach im Krainer Gebiete seine erste Stellung als Staatsförster. Drei Jahre darauf ist er Wismarbeamter in Laibach, und 1824 wird er Wismarbeamter der kaiserlichen Domäneninspektion in Triest. Am 28. November 1826 reichte er seine Erfindung zum Patent ein, das ihm am 11. Februar 1827 erteilt wurde. Das Wichtigste seiner Erfindung lag darin, daß er die Schraube zwischen Mast und Steueruder anordnete. So erreichte er in der Tat den besten Wirkungsgrad des neuen Antriebs. Daneben beschäftigte ihn noch eine Reihe anderer technischer Ideen, die ebenfalls seinen technischen Weitblick erkennen lassen. Doch erst nach seinem am 10. Oktober 1857 erfolgten Tode (als echter Pechvogel fiel er während einer Dienstreise einer Malaria zum Opfer), erkannte man seine Bedeutung. Dem Tode wurden zahlreiche Ehrungen zuteil, die dem Lebenden verlagert geblieben waren. Vor der Technischen Hochschule zu Wien steht heute Ressels Bronzestandbild. Sein Heimatort legte ihm 1924 ebenfalls ein Denkmal, und viele Straßen und Plätze tragen seinen Namen.

Verfassungsfeind Hassenpflug

Eine der unerfreulichsten politischen Gestalten des vorwärtigen Deutschland war der turkheftige Minister Hassenpflug. Genau hundert Jahre ist es jetzt her, seitdem Hassenpflug an die Spitze der Verwaltung jenes durch Bismarck 1866 eingekleideten Vöndchens berufen und mit der Ausübung des Inneren und Justizministeriums betraut wurde. Der Kurfürst hatte guten Grund zu dieser Berufung. Hatte doch der Pfaffen Admwig Hassenpflug sich kurz vorher in einer Streitschrift vernehmen lassen, die seinen vereinbarte turkheftige Verfassung sei „in innerpolitischer Beziehung ein Werk der Revolution und in religiöser Hinsicht ein Werk des Teufels“. Eine solche Ansicht empfahl natürlich.

Der neue leitende Minister suchte auch bald das Vertrauen des Kurfürsten auf der ganzen Linie zu rechtfertigen. Er, der in seiner Jugend als Göttinger Student noch die Schriften reaktionärer Politiker eigenhändig unter dem Besatz seiner Genossenfreunde an den öffentlichen Pranger genagelt hatte, war selber zu einem der allerersten Reaktionäre geworden. Sines war auch hier der Apfel nicht weit vom Stamme gefallen. Auch Hassenpflugs Vater war als Kaiserlicher Regierungspräsident, wie die heftigen Bauer in einer Eingabe an ihren Landesfürsten betonten, zu einem „ener bösen Ratgeber geworden, denen der anständige Herr sein Haus und sein Ohr verschließen mußte, wenn er in Frieden mit seinem Volk leben wollte“.

Noch viel mehr als auf den Vater trafen diese Worte auf den Sohn zu, der sofort einen scharfen Kampf gegen die politische, in den Landständen verortete Opposition und gegen die staatliche Verfassung begann. Es war ein wechselhaftes Hin und Her in diesem Kampfe. Spitzbügelkeiten und Kabulstereien gehörten ebenso zu den Waffen des

Ministers wie kraffe Gewissenlosigkeit und Brutalität gegenüber politisch Andersdenkenden. Unter scholstem Mißbrauch der staatlichen Gewalt gelang es Hassenpflug, seine Position mehr und mehr zu festigen. Dazu war er ständig bemüht, den aufgetanen Miß zwischen dem Volke und dem Fürsten zu erweitern, so daß er dem Kurfürsten unentbehrlich wurde. Und das war notwendig: Empfang doch der Kurfürst zum ersten das Schicksal einer Auflösung von dem allmächtigen, dem Lande immer unerträglicher werdenden Minister. Doch das durch Hassenpflug Flug herbeigeführte Auseinandergehen der beiden Männer hinderte einen solchen Schritt.

Hassenpflug wurde so nicht bloß zum bösen Dämon des Landes, sondern auch des Fürsten, dem zu dienen er vorgab. Seine ärgste Tat war der 1852 herbeigeführte Umsturz der vier Jahre zuvor, 1848, unter dem Druck des Volkes vorübergehend eingeführten liberalen Verfassung. Hassenpflugs Einfluß war damals ausschlaggebend gewesen; jetzt aber glaubte der Ministerpräsident sich wieder stark genug, um zum Rechts- und zum Verfassungsbrücker werden zu können. Gegen diesen Verfassungsumsturz protestierten nicht nur die Landstände; auch die heftigen Bauer in einer Eingabe an ihren Landesfürsten betonten, zu einem „ener bösen Ratgeber geworden, denen der anständige Herr sein Haus und sein Ohr verschließen mußte, wenn er in Frieden mit seinem Volk leben wollte“.

Noch viel mehr als auf den Vater trafen diese Worte auf den Sohn zu, der sofort einen scharfen Kampf gegen die politische, in den Landständen verortete Opposition und gegen die staatliche Verfassung begann. Es war ein wechselhaftes Hin und Her in diesem Kampfe. Spitzbügelkeiten und Kabulstereien gehörten ebenso zu den Waffen des

Ministers wie kraffe Gewissenlosigkeit und Brutalität gegenüber politisch Andersdenkenden. Unter scholstem Mißbrauch der staatlichen Gewalt gelang es Hassenpflug, seine Position mehr und mehr zu festigen. Dazu war er ständig bemüht, den aufgetanen Miß zwischen dem Volke und dem Fürsten zu erweitern, so daß er dem Kurfürsten unentbehrlich wurde. Und das war notwendig: Empfang doch der Kurfürst zum ersten das Schicksal einer Auflösung von dem allmächtigen, dem Lande immer unerträglicher werdenden Minister. Doch das durch Hassenpflug Flug herbeigeführte Auseinandergehen der beiden Männer hinderte einen solchen Schritt.

Hassenpflugs Stunde hatte schon früher geschlagen. Der Kurfürst, der bei der ganzen Heherei nicht mehr so recht ein noch aus wußte und dem der ewige Streit seines ersten Ministers mit dem Volke mit der Zeit unheimlich geworden war, hatte Hassenpflug über einen neuen reaktionären Anflug stolpern lassen. Hassenpflugs starkes Persönlichkeitseinfluß gab den äußeren Anlaß dazu. Zwei Geschehnisse sind da geschichtlich überliefert worden. Einmal beantragte der Ministerpräsident für einen hohen Geistlichen vier Dienstjahre für Inspektionsreisen. Der über die Geldforderung verdorrte Kurfürst lehnte ab mit der Begründung, daß „unser Heiland nur einen Esel“ gehabt hätte. Im zweiten Falle hatte Hassenpflug es fertig gebracht, daß die Geistlichkeit der Diözese Rassel einen Konfistorialrat Bilmar, der als ein bekannter Parteibeaider der mittelalterlichen Gegenprozesse galt und der von sich allen Entschloß behauptete, der ihm böse gefinnene Teufel sei ihm erschienen und habe gegen ihn die Fänge gelassen (im Jahre 1855), zum Superintendenten wählte. Der Kurfürst verweigerte jedoch die Bestätigung und das veranlaßte den Minister, seine Entlassung einzureichen. Dergleichen Geschehnisse hatte Hassenpflug, der sich unentbehrlich glaubte, schon mehrfach angemeldet; diesmal trieb er sich jedoch; entgegen aller Vermutung erhielt er nun wirklich den Abschied.

Damit war es mit dem verderblichen Einfluß dieses Mannes aus.



„So wir wir!“ bekräftigte Marta Wiesener. „Wir haben nur auf dich gewartet, dann wollten wir zusammen weggehen.“

„Wohin?“

„Zum Verband. Wir werden uns doch nicht so ohne weiteres rauschmeißen lassen. Martha und ich haben heute früh pro forma versucht, auch ins Geschäft zu gehen. Der Portier hat uns gar nicht erst auf den Hof gelassen. Anweisung von oben: Wir drei sind wegen Antistiftung zum Streik, Arbeitsverweigerung und so weiter fristlos entlassen. Fertig. Betreten der Fabrik streng verboten. Jetzt gehen wir zum Verband und lassen beim Arbeitsgericht Klage auf Wiedereinstellung oder Zahlung des Gehalts erheben. Du kommst doch mit?“

„Gewiß.“

Sie unterzogen im Verband die erforderlichen Vollmachten und gingen dann, jede für sich, nach Hause.

Am Donnerstag, kurz vor acht Uhr, klingelte Grete an der Wohnung von Frau Kolljnski. Sie hatte geschwankt, ob sie Robert mitnehmen sollte oder nicht. Im letzten Augenblick hatte sie sich entschlossen, allein zu gehen.

Robert brauchte das nicht sehen. Sie wurde in die Stube geführt. „Ziehen

Sie sich unten aus und legen Sie sich aufs Bett“, sagte die Frau zu ihr.

Grete beobachtete sie bei ihren Hantierungen. Mit unmerklicher Deutlichkeit prägte sich ihr der Eindruck der Hände ein. Frau Kolljnski hatte große, fleischige Hände mit schwarzen Nerven und schmutzigen Fingernägeln.

„Die schmutzigen Fingernägel“, dachte Grete angstvoll; „ob sie sich nicht die Fingernägel sauber macht?“

Frau Kolljnski dachte nicht daran. Sie betrieb ihr einträgliches Gewerbe schon verschiedene Jahre und war nie auf den Gedanken gekommen, sich jedesmal vorher die Hände zu waschen.

Sie trat an das Bett. — „So — —“

Grete biß angstvoll die Zähne zusammen. „Es tut nicht weh — es tut nicht weh“ — dachte sie immerzu. „Es tut nicht weh, hat sie gefa...“

„Ja — — Au!“

Die Frau fuhr hoch. „Sind Sie still!“ schrie sie unterdrückt das Mädchen an. „Wollen Sie mir alle Leute auf den Hals hehen? Oder Polizei? — Warum schreien Sie, tut doch gar nicht weh!“

„Doch!“ Grete hielt sich stöhnend den Leib. „Als wenn jemand mit einem Messer reinsticht!“

„Ach wo.“ Die Frau versuchte beruhigend zu lächeln, aber ihre Augen irrten unruhig hin und her. Sie war blaß geworden. „Nun ist ja alles schon gut, Kindchen. Gehen Sie spazieren, ordentlich, und einen Schnaps trinken Morgen ist es da.“

Grete hand mühsam auf und zog sich an. Der heftige, stechende Schmerz von vorn hatte nachgelassen, nur ein leises, anhaltendes Ziehen war zurückgeblieben.

Sie gab der Frau den Zwanzigmarschlein.

Frau Kolljnski steckte ihn in ihre Schürzentasche. Dann begleitete sie Grete zur Tür. —

Als das Mädchen die Treppe hinabging, lehnte Frau Kolljnski in die Stube zurück und schaute sich auf einen Stuhl. Sie dachte angstvoll nach.

Eigentlich wollte sie ja erst in der kommenden Woche verreisen — aber — sie schüttelte unbehaglich den Kopf — mit dem Wädel heute, das war schief gegangen.

So was war ihr noch nie passiert. Sie war mit der Spritze abgerufen — genau so war es damals ihrer Freundin gegangen, wo das Wädel dann hinterher gestorben war.

Wenn Sie nur wüßte, was sie tun sollte! Vielleicht konnten ihr die Karten sagen... Sie nahm ein altes, fettglänzendes Spiel aus der Tischlade und legte es aus. Dann verglich sie die Karten.

Da lag ein junges Mädchen — und daneben das Wit-As.

Sie murmelte vor sich hin: „Ein Mann in der Uniform überm kurzen Weg — das große Haus — Böses von einem jungen Mädchen — eine weite Reise —“

Sie warf die Karten durcheinander. Einen Moment blieb sie still sitzen, dann holte sie ihren Koffer vom Korridor und fing an, ihre Sachen hineinzupacken.

Sie wollte doch lieber schon morgen reisen.

Es wurde wieder gearbeitet in den Räumen der Firma Lorenz Zahn u. Co. Es wurde sogar mehr gearbeitet als jemals zuvor, denn die Kunden, deren Bestellungen durch den Streik liegen geblieben waren, drängten auf Erledigung.

Der Juniorchef war den ganzen Tag über taum eine Stunde im Bridaykontor. Die übrige Zeit verbrachte er im Betrieb. Wie ein Aufseher ging er zwischen den Tischen

entlang, blieb da und dort, die Hände in den Hosentaschen, stehen, sah eine Weile zu und schwenderte dann weiter.

Noch nie im Leben hatte er ein solches Gefühl der Befriedigung empfunden wie jetzt. Er hatte es geschafft — was sein Vater allein nie durchgekehrt hätte — er hatte es erzwungen! Damit erst hatte er seinem Vater seine Berechtigung, als Kompagnon und Juniorchef der Firma zu zeichnen, voll erwiesen.

Jetzt waren sie klein! So klein, wie er es nur wünschen konnte. Sie wagten nicht aufzusehen, wenn er durch das Lager ging. Was machte es aus, ob sie mit Lust arbeiteten? — Er piffte darauf. Wenn sie nur arbeiteten!

Und dafür würde er sorgen. Sobald der Verdienstausfall, welcher der Firma durch den Streik entstanden war, wieder einigermaßen aufgeholt war, würde er die Buchhaltungsmaschine kaufen.

Dann würden wieder verschiedene überflüssig, die er entlassen konnte.

Raus damit.

Raus! Raus! Raus!

Jetzt war er der Herr, der Chef, in dessen Händen alles lag. Wie lange noch, und der Alte würde sich zur Ruhe setzen. Dann brauchte er auf niemanden mehr Rücksicht nehmen.

Er atmete auf.

Dazu Efrides Mitgift — der alte Borchardt hatte durchblicken lassen, daß er seinem einzigen Wädel eine runde halbe Million mitgeben würde — und dann fing das Leben erst richtig an.

Dann brauchte er sich nichts verjagen. Er würde sich eine schöne Villa bauen, in der er mit Efride — —

Ja — Efride. Sie war der einzige Wermutstropfen in seinem Freudenbecher.

(Fortsetzung folgt.)